

fälligsten durch das Porträt Diez vertreten. Von den immer stärker gestisch betonten, den abzubildenden Gegenstand zunehmend verlassenden Gemälden war bereits die Rede.

Der Großteil von Gerstls Oeuvre entstand zwischen etwa 1904 und 1908 und war im Verzicht auf Feinheit in der Malerei und auf den dekorativen Lebensentwurf der Wiener Moderne zum damaligen Zeitpunkt von Anerkennung ausgeschlossen. Das Präziöse und Verspielte, wie es für den Wiener Jugendstil so typisch ist, trat bei Gerstl zugunsten einer Schilderung der subjektiven Wahrnehmung und des suggestiven Farbeinsatzes in den Hintergrund. Nicht zuletzt aber unterscheidet sich Gerstls Werk von vielen Künstlern der Secession und ebenso von den späteren österreichischen Expressionisten auch darin, daß es ohne Symbolik und ohne Allegorie auskommt.

Patrick Werkner

## Rezensionen

PIERRE LAVEDAN, JEANNE HUGUENEY, PHILIPPE HENRAT, *L'Urbanisme à l'Époque moderne. XVI<sup>e</sup>—XVIII<sup>e</sup> Siècles* (Bibliothèque de la Société Française d'Archéologie, 13). Genève, Droz 1982. 310 Seiten, 283 Tafeln mit 815 Plänen und Abbildungen.

Es ist nicht leicht, das vorstehende Werk gerecht zu würdigen. An der Spitze seiner Verfasser steht ein großer Name und hinter diesem ein reiches, engagiert der Geschichte des Städtebaus gewidmetes Forscherleben. Von einer Gesamtdarstellung des abendländischen Städtebaus, unter Einschluß der Kolonien, darf man weniger eindringliche Einzelanalysen erwarten als Hauptzüge der Entwicklung, bei aller notwendigen Kürze doch vollständige Faktenvorlage und dies alles nach neuestem Forschungsstand. Hier liegt nun ein erstaunlich altmodisches Buch vor, ohne allerdings darin in eine vielleicht erfrischende Qualität umzuschlagen. Man glaubt zunächst, eine Neuauflage von Lavedans *Histoire de l'Urbanisme. Renaissance et Temps modernes* (21959) vor sich zu haben, muß aber feststellen, daß es sich um ein ganz neu konzipiertes Werk handelt. Erfrischend erscheint der Ansatz, keine politische, administrative, soziologische oder wirtschaftliche Geschichte des Städtebaus schreiben zu wollen, sondern von der Gestalt der Stadt auszugehen (S. I.: „C'est l'étude de la f o r m e de la ville"), ohne dabei die vorgenannten Bedingungen zu vernachlässigen. Aber die Untersuchung der Bedingungen, die eine Tatsache determinieren, ist nicht die Untersuchung dieser Tatsache („Mais l'étude des conditions qui déterminent un fait n'est pas l'étude de ce fait"). Die Formanalyse einer Sache — z. B. der Place des Vosges oder des Kapitols — im Bewußtsein von deren außerformalen Mitbedingungen könnte von kritischem Nutzen nicht nur für das Lager der Anhänger reinster Stilkritik, sondern auch für die Lager auf den Gegenseiten, nicht zuletzt für das der rein historisch arbeitenden Disziplin sein. Altmodisch ist das Werk im besten Sinn durch seinen programmatischen Rückgriff auf



die Arbeiten A. E. Brinckmanns, im schlechteren Sinn dadurch, daß es die Interpretationsschärfe Brinckmanns nicht durchgängig erreicht, und insgesamt, daß es in keinem Fall durch eine Sicht vertieft wird, in der die neuere Forschung im Hinblick auf Grundsätzliches reflektiert erscheint.

Bereits die Darstellung der Renaissance macht deutlich, daß die Autoren unter Städtebau vor allem Grundrißformen und Platzanlagen verstehen, kaum aber spezifischere Sichtweisen, die sich z. B. in der städtebaulichen Funktion und Stellung von Einzelbauwerken verkörpern. Es werden zunächst die Verfasser von Stadtplänen entworfen, meist der sogenannten Idealstädte, vorgestellt, darunter auch literarische Darstellungen (ohne daß deren spezifische Problematik Anlaß zu weiterer Interpretation würde), um die Planfiguren der Entwürfe dann nach Umriß (Kreis, Quadrat, Polygon) und innerer Aufteilung (sternförmig, quadratisch, Spirale und Labyrinth) abzuhandeln. Der eminenten Rolle von Perspektive und Theater wird etwas mehr als eine halbe Spalte eingeräumt (Brunnenfiguren in der Schweiz dagegen später an die zehn Spalten gegönnt). Pienza und Vigevano — Buchtitel und Gliederungsschema wollen es so — sind unter Platzanlagen des 16. Jahrhunderts beschrieben. Man muß nur ein einziges Mal in Florenz vor den Ecken der Paläste der Rucellai, Medici oder Strozzi gestanden haben und sich die zeitgenössischen städtebaulichen Diskussionen in Erinnerung rufen, um sehr schnell zu begreifen, daß Städtebau seit der Renaissance mehr ist, als schematischer Stadtplan oder Platzumriß. Schon ein Vergleich allein mit dem Abbildungsteil von Leonardo Benevolo, *Storia dell'architettura del Rinascimento* (1968, 21973) macht deutlich, in welchem Maß städtebauliche Gestalt in der Renaissance nicht ohne Donatellos Tondi in der Alten Sakristei von S. Lorenzo, seine Reliefs in S. Antonio zu Padua oder ohne die Geißelung Christi von Piero della Francesca begriffen werden kann. Gleiches gälte seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für das Teatro Olimpico Palladios in Vicenza mit seinen halb realistischen, halb illusionistischen Straßenperspektiven (vgl. Rom, Piazza del Popolo). Die Verflechtung von Innen- und Außenräumen wurde gegen Ende der im Buch behandelten Epochen in anschaulichster und übrigens bereits von Brinckmann ausführlich gewürdigter Weise auf dem berühmten Plan Nollis von Rom (1748) dargestellt. Im vorliegenden Buch werden daraus nur Ausschnitte anstelle anders nicht verfügbarer Pläne gebracht, der Plan selber nicht berührt.

Durchaus formalistisch reduziert wird auch der Städtebau der Barockzeit behandelt, obwohl mit dem Hinweis auf Descartes (S. 73) ein Ansatz für eine vertiefte Darstellung gegeben wäre. Noch nie waren Elemente der Umwelt von der Gestalt der Hausfassaden, den Hausnumerierungen und Straßennamen, der Differenzierung des Verkehrs durch das Aufkommen des Trottoirs, den städtischen Be- und Entwässerungssystemen bis hin zu landschafterschließenden Kanälen, Straßen und anderen Achsen auf stringentere Weise in Gesamtsysteme gebracht worden als in jener Epoche. Mechanistisch geordnet wiesen diese jedem Element seinen Platz in einem Ganzen gleich den Rädchen einer als Maschine verstandenen Welt zu. Im vorliegenden Buch wird zwar beiläufig dieser oder jener Aspekt angesprochen, das



dahinter stehende Ordnungsprinzip dagegen nicht gesehen, vielmehr in seinen städtebaulichen Aspekten wiederum lediglich von der Plan- und Platzfigur her beschrieben. Wieder lohnt sich ein Blick in Benevolos Darstellung, wo die Abbildung eines zeitgenössischen Uhrwerks oder einer niederländischen Polderlandschaft mit ihren Entwässerungswindmühlen den Blick auf umfassendere Zusammenhänge lenken und Pläne der Bezüge und Verflechtungen von Achsensystemen einzelner Park- und Schloßanlagen um Paris deren absolutistisch raumbherrschende Funktion deutlich machen.

Überprüft sei, inwieweit und auf welche Weise Stadtanlagen aus dem deutschen Raum berücksichtigt wurden. Erstaunlich groß ist die Liste nicht genannter Orte. Da sind die Bergbaustädte Marienberg/Sachsen (1521 rasterförmig als Tochterstadt Annabergs angelegt), Johann-Georgenstadt (1654) oder das 1672 nach einem Brand neuerbaute Zellerfeld/Harz. Von allgemeinerem städtebaulichem Interesse sind die nach Stadtbränden erneuerten Städte Kirchheim/Teck (1690), Göppingen (1782) oder Sulz/Neckar (1794). Als Exulantenstädte, häufig auch durch größere Stadterweiterungen, wären nennenswert Emden und Frankenthal (16. Jahrhundert, niederländische Religionsflüchtlinge), Friedrichstadt/Eider (1621 f., für Remonstranten aus Holland; im 17. Jahrhundert sieben Konfessionen nebeneinander), Krefeld (1656 f., Reformierte und Mennoniten; schon fast industriemäßige Textilproduktion), als Hugenottenorte seit 1699 Neu-Isenburg (urspr. Welsch- oder Philippsdorf), Offenbach, Büdingen, Homburg v. d. H. Erwähnenswert wären auch die Waldensersiedlungen zwischen Enz und Nagold: Perouse, Pinache oder Serres, die bis heute ihre französische Ortsnamenssprache beibehalten haben. Ebenso die innerdeutschen Exulantenstädte, z. B. Mülheim (1612 f. für Protestanten aus Köln). Dazu kämen kleinere oder größere Stadterweiterungen (Bremen-Neustadt, Rendsburg-Neuwerk, Hannover-Ägidienvorstadt), zumeist aufgrund der Residenzverlegung (Diez/Lahn, Öhringen-Karlsvorstadt, Bayreuth, Darmstadt, München-Nymphenburg, Koblenz-Clemensstadt, Bonn-Poppelsdorf, Zweibrücken, Schwedt/Oder), als Industriesiedlungen unter Friedrich d. Gr. Eberswalde-Neustadt oder Luckenwalde. Unter den Residenzneugründungen wären Rastatt (1697) zu nennen, Bayreuth-St. Georgen (1702 f.) und Arolsen (1719 f.) mit seiner erstaunlich genauen, wenn auch stark verkleinerten Kopie des Schlosses von Versailles. Vielfältige Aspekte enthielten die Festungsstädte im deutsch-französischen Grenzraum: Kehl (1681 nach der Besetzung Straßburgs; hier wurde 1779 die erste Gesamtausgabe der Schriften Voltaires gedruckt) oder das unter Ludwig XIV. nach dem Westfälischen Frieden als Teil des „Elsaß“ an Frankreich gekommene Landau/Pfalz. Sonderfälle sind der Badeort Pyrmont (Ende 17. Jahrhundert) und die Gründungen der für das deutsche Geistesleben im ausgehenden 18. Jahrhundert wichtigen Glaubensgemeinschaft der Brüdergemeine, Herrnhut (1722 f.) mit Gnadenberg, Gnadenfrei und in Hessen Herrnhag und Marienborn.

Wohlgemerkt, dies sind alles Orte, die nicht erwähnt werden. Eine ganze Reihe von Namen ist sicher nur von regionaler Bedeutung. Einige hätten es dennoch verdient, genannt zu werden. Wie kann man dies aber von einer Publikation erwarten,



in der weder die Fuggerei in Augsburg noch der städtebauliche Ausbau Dresdens zur Residenz der sächsischen Könige von Polen behandelt werden, selbst Wolfenbüttel und schließlich Potsdam ungenannt bleiben? Bei den behandelten Städten stößt man auf grundsätzliche Fehler. Die rasterförmige Stadterweiterung von Stuttgart entstammt nicht der Barockzeit, sondern dem ausgehenden 15. Jahrhundert. Karlsruhe war Residenz der Großherzöge von Baden erst seit der Zeit Napoleons und sein Marktplatz mit Rathaus und Kirche gehörte nicht zur ersten Anlage, sondern kam erst später hinzu. Auch Freudenstadt und Ludwigsburg sind nicht von Großherzögen gegründet worden. Die beiden Flügel der Freudenstädter Kirche waren ursprünglich nicht, wie es allerdings bis auf den heutigen Tag auch die deutsche Legende will, jeweils getrennt Männern und Frauen zugeteilt, sondern dies erst seit dem 19. Jahrhundert. In Ludwigsburg stand der evangelisch-lutherischen Kirche am Marktplatz keine katholische, sondern eine reformierte Kirche gegenüber. Freudenstadt wurde nicht 1944 durch „bombardements américains“ als Vergeltung für die Zerstörung von Saint-Dié zerstört (S. 26). Wahr ist, daß die Kernstadt von Saint-Dié im November 1944 von deutschen Truppen geräumt und anschließend grundlos gesprengt worden ist. Wahr ist aber auch, daß Freudenstadt im April 1945, bereits von französischen Truppen besetzt, von diesen wieder geräumt und ohne militärischen Grund zusammengeschossen wurde.

Weithin wird auf veraltete Literatur hingewiesen, so für die städtebauliche Entwicklung Berlins auf eine Arbeit von P. Clausewitz aus dem Jahr 1906. Die Geschichte der französischen Protestanten in Deutschland sei außer für Brandenburg (Hinweis auf ein Werk von 1885!) noch kaum behandelt (S. 112 Anm. 88). Traditionell Schwierigkeiten hat die französische Literatur mit dem Zitieren deutschsprachiger Literatur. Bisweilen etwas merkwürdig erscheint endlich die Form der ausgewählten Stadtgrundrisse deutscher Städte. Die beiden Freudenstadtpläne sind nicht die Zeichnungen Schickhardts, sondern deren teilweise veränderte Umzeichnung. Trostlos sind die grobe Faustskizze zu Karlshafen und der Ausschnitt aus einem Schemaplan Karlsruhes. Noch schrecklicher der wohl einem Reiseprospekt der späten dreißiger Jahre entnommene Planausschnitt zu Ludwigsburg, auf dem noch eine Adolf-Hitler-Straße angeschnitten erscheint. Für diese Städte wären ältere Pläne vor 1800, zu Freudenstadt und Karlshafen auch die Originalentwürfe durchaus greifbar gewesen. Daß eine besondere Liebe Lavedans seit jeher den Brunnen der Schweiz gehört und das Buch daher allein etwa vierzig Abbildungen zu diesem Thema enthält, sei hingenommen, nicht dagegen, daß es weder mit einem Personenregister, noch gar mit einem Ortsverzeichnis ausgestattet ist.

Damit sei der Kritik genug. Tatsächlich wird im Tafelteil des Buches ein immenses und weitgehend zeitgenössisch historisches Planmaterial ausgebreitet, das in der Regel trotz teilweise erheblicher Verkleinerung in seinen Aussagen lesbar geblieben ist. Zweifellos ist das Buch mit großem Atem und aus einer lebenslangen Beschäftigung mit der Materie geschrieben. Es ist daher ein unbedingtes „must“ für jede einschlägige Bibliothek, trotz seiner Schwächen, die letztlich nur das Temperament des Hauptautors spiegeln: Das Buch ist ein Denkmal Pierre Lavedans, des unermüdl-



chen Promotors der Forderung, das Thema Stadt auch einer formalen Betrachtung und Analyse zu unterziehen, ja mit dem Wort Stadt immer zuerst die Vorstellung eines Gestaltphänomens zu verbinden, — Lavedan, der am 29. Mai dieses Jahres 99 Jahre alt geworden wäre.

Cord Meckseper

MARIA PÖTZL-MALIKOVA, *Franz Xaver Messerschmidt*. Wien und München: Verlag Jugend und Volk 1982. 299 Seiten Text sowie 64 Tafeln in SW, 6 in Farbe, zahlreiche SW-Abb. im Text- und Katalogteil. DM 150,—.  
(mit 2 Abbildungen)

Die vorliegende Monographie fügt sich logisch in die Reihe von Publikationen, die von der Österreichischen Galerie und der Albertina in Wien zur österreichischen Barockkunst herausgegeben werden (E. Knab, *Daniel Gran*, 1977; E. Hubala, *Johann Michael Rottmayr*, 1981). Die vor hundert Jahren (1885) erschienene kleine Monographie von A. Ilg über den Barockbildhauer Messerschmidt (1736—1783) hat sich schon lange als überholt erwiesen, und so bietet die neue Publikation die Gelegenheit, den Fortschritt in der Forschung darzulegen und neue Ergebnisse zu präsentieren. Es ist ein Ziel der Autorin, das Oeuvre in seiner Gesamtheit zu erfassen und neben den weitaus spektakuläreren „Charakterköpfen“ die „konventionellen“ Werke ihrer Qualität entsprechend zu behandeln. Die Monographie soll Gelegenheit sein und geben, den Künstler, der wegen seiner „Charakterköpfe“ eher zu „dubioser Berühmtheit“ gelangte, etwas zu rehabilitieren.

Nimmt man biographische Daten und Dokumente, deren Auswertung immer zu neuen Resultaten führen kann, so ergeben sich kurz folgende Entwicklungsstadien. Bei seinen Onkeln Johann Baptist Straub (1704—1784) in München und Philipp Jakob (1706—1774) in Graz erlernte Messerschmidt den Umgang mit dem Material Holz und wurde erstmals mit der Kunst des Spätbarock konfrontiert. In Wien schließlich waren Einflüsse von seiten Georg Raphael und Matthäus Donners (1704—1756) bzw. Balthasar Ferdinand Molls (1717—1785) entscheidend. Lernte Messerschmidt bei diesen die Technik des Bleigusses kennen, so erhielt er bei Jakob Schletterer (1699—1774) maßgebende Unterweisung in der Bearbeitung von Stein und Marmor. Für die ersten Porträtwerke war Moll das große und überhaupt allgemein begehrte Vorbild, bald jedoch entsprach ein kühleres Pathos den Wünschen des kaiserlichen Hofes. Schließlich begann Messerschmidt Moll immer mehr aus dessen Rolle als „Hofbildhauer“ zu verdrängen. Der künstlerische Durchbruch ist dann mit den beiden für das ehem. Zeughaus in Wien angefertigten Porträtbüsten der Kaiserin Maria Theresia und deren Gemahl Franz I. Stephan gelungen (vgl. Abb. S. 153). Bei den in gewissem Sinn rokokohaft wirkenden Porträtreliefs Josefs II. und seiner ersten Frau Maria Isabella von Parma (Abb. S. 13) klingen, so die Verf., „... schon die persönlichen Eigenschaften Messerschmidts an, die sich später zu einer schonungslosen Sachlichkeit im Porträt steigern sollten“ (S. 21 f.). In den